

# Zeitschrift für Germanistik

Neue Folge  
XXVI - 2/2016

*Herausgeberkollegium*

Ulrike Vedder (Geschäftsführende Herausgeberin, Berlin)  
Alexander Košenina (Hannover)  
Steffen Martus (Berlin)  
Erhard Schütz (Berlin)

Sonderdruck



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften  
Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

# Inhaltsverzeichnis

---

Schwerpunkt: *Tagebuch und Diaristik seit 1900*  
(hrsg. von Sabine Kalff und Ulrike Vedder)

SABINE KALFF, ULRIKE VEDDER – Tagebuch und Diaristik seit 1900. Einleitung 235

PETER UWE HOHENDAHL – Posthume Provokation: Carl Schmitts „Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951“ 243

SABINE KALFF – Auf der Nachtseite des Lebens. Die Ästhetik des Schreckens in Ursula von Kardorffs Kriegstagebuch „Berliner Aufzeichnungen 1942 bis 1945“ 262

SIGRID WEIGEL – Hannah Arendts „Denktagebuch“ (1950–1973): Vom persönlichen Tagebuch zum Arbeitsjournal 283

ROLAND BERBIG – Das Leben in Ordnung bringen – abstine et sustine. Franz Fühmanns Taschenkalender 293

BIRGIT DAHLKE – Die DDR im Tagebuch: Am Beispiel von Christa Wolf, Volker Braun, Erwin Strittmatter und Manfred Krug 316

DANIEL WEIDNER – Spiegel, Werkstatt, Chronik: Der Tagebuchroman bei Robert Walser, Max Frisch und Uwe Johnson 332

ELKE SIEGEL – „die mühsame Verschriftlichung meiner peinlichen Existenz“. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ zwischen Tagebuch, Blog und Buch 348

\*

TOBIAS KRAFT – Alexander von Humboldts Amerikanische Reisetagebücher und sein Nachlass: aktuelle Fragen aus Forschung und Edition 373

ALEXANDER KOŠENINA – „Kontinuierliche Bildergeschichten“: Mit „Max und Moritz“ überwindet Wilhelm Busch die Grenzen von Malerei und Poesie 386

## Konferenzberichte

---

Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik (1400–1700) (*Internationales Arbeitsgespräch in Wolfenbüttel v. 14.–16.10.2015*) (Sebastian Speth) 403

Deutsche Pornographie in der Aufklärung (*Internationale Tagung in Erfurt v. 21.–23.10.2015*) (Katja Barthel) 405

Kafka und die Musik (*Symposium in Berlin v. 29.–31.10.2015*) (Michael Navratil) 409

Humanum und Nihilismusgefahr. Funktionen des Humanismus-Konzepts 1930–1950 (*Interdisziplinäre Tagung in Jena v. 24.–26.9.2015*) (Sophie Picard) 411

„Show don't tell“. Konzepte und Strategien narrativer Anschaulichkeit (*Interdisziplinäre Tagung in Göttingen v. 2.–4.6.2015*) (Lea Fricke, Lena Walter) 415

Szenarien der Ausnahme in der Populärkultur (*Tagung in Siegen v. 17.–19.9.2015*) (Sonja Lewandowski) 417

Wiederkehr des Werks? Zur Gegenwart des literarischen Werkbegriffs (*Symposium in Hannover v. 21.10.–23.10.2015*) (Elisabeth Weiß) 420

## Besprechungen

---

ANNA GAJDIS: Baltische Sirenen. Repräsentanz, Relevanz und Identitätsbildung der deutschen Autorinnen im östlichen Ostseeraum um 1800 (*Carola Hilmes*) 424

SILVY CHAKKALAKAL: Die Welt in Bildern. Erfahrung und Evidenz in Friedrich J. Bertuchs „Bilderbuch für Kinder“ (1790–1830) (*Anja Pompe*) 426

PETRA WERNER: Naturwahrheit und ästhetische Umsetzung. Alexander von Humboldt im Briefwechsel mit bildenden Künstlern; TOBIAS KRAFT: Figuren des Wissens bei Alexander von Humboldt. Essai, Tableau und Atlas im amerikanischen Reisewerk; DAGMAR HÜLSENBERG, INGO SCHWARZ (Hrsg.): Alexander von Humboldt. Gutachten und Briefe zur Porzellanherstellung 1792–1795 (*Sarah Bärttschi*) 428

MARK-GEORG DEHRMANN: Studierte Dichter. Zum Spannungsverhältnis von Dichtung und philologisch-historischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert (*Andrea Albrecht*) 431

JOHAN SCHIMANSKI, ULRIKE SPRING (Hrsg.): Passagiere des Eises. Polarhelden und arktische Diskurse 1874 (*Inge Stephan*) 433

UWE LINDEMANN: Das Warenhaus. Schauplatz der Moderne (*Björn Weyand*) 435

GUDRUN KÜHNE-BERTRAM, HANS-ULRICH LESING (Hrsg.): Wilhelm Dilthey: Briefwechsel, Bd. II: 1882–1905 (*Ralf Klausnitzer*) 437

RUDOLF HIRSCH, ELLEN RITTER† (Hrsg.): Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Aufzeichnungen, Bd. XXXVIII: Text, Bd. XXXIX: Erläuterungen (*Timo Günther*) 439

JÖRG SCHUSTER: „Kunstleben“. Zur Kulturpoetik des Briefs um 1900 – Korrespondenzen Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilkes (*Urs Büttner*) 442

ALEXANDER HONOLD: Einsatz der Dichtung. Literatur im Zeichen des Ersten Weltkriegs (*Peter Sprengel*) 443

UDO BERMBACH: Houston Stewart Chamberlain. Wagners Schwiegersohn – Hitlers Vordenker (*Michael Weichenhan*) 446

STEPHANE PESBEL, ERIKA TUNNER, HEINZ LUNZER, VICTORIA LUNZER-TALOS (Hrsg.): Joseph Roth – Städtebilder. Zur Poetik, Philologie und Interpretation von Stadtdarstellungen aus den 1920er und 1930er Jahren (*Hermann Haarmann*) 449

Eiji KOUNO: Die Performativität der Satire bei Karl Kraus: Zu seiner „geschriebenen Schauspielkunst“ (*Rainer Rosenberg*) 450

WOLFGANG BENZ, PETER ECKEL, ANDREAS NACHAMA (Hrsg.): Kunst im NS-Staat. Ideologie, Ästhetik, Protagonisten; GREGOR STREIM: Deutschsprachige Literatur 1933–1945. Eine Einführung (*Ralf Schnell*) 452

MATTHIAS AUMÜLLER: Minimalistische Poetik. Zur Ausdifferenzierung des Aufbausystems in der Romanliteratur der frühen DDR (*Bernadette Grubner*) 455

HANS DIETER ZIMMERMANN (Hrsg.): Künstler im Gespräch. Die West-Berliner Akademie der Künste. Fotografien von Karin Gaa (*Roland Berbig*) 458

MICHAELA REINHARDT: TheaterTexte – Literarische Kunstwerke. Eine Untersuchung zu poetischer Sprache in zeitgenössischen deutschen Theatertexten (*Johannes Birgfeld*) 459

CHRISTINE KUTSCHBACH, FALKO SCHMIEDER (Hrsg.): Von Kopf bis Fuß. Bausteine zu einer Kulturgeschichte der Kleidung (*Olaf Briese*) 463

CARSTEN JAKOBI, CHRISTINE WALDSCHMIDT (Hrsg.): Witz und Wirklichkeit. Komik als Form ästhetischer Weltaneignung (*Stephan Braese*) 465

Informationen

---

Eingegangene Literatur 468

## Tagebuch und Diaristik seit 1900. Einleitung

Das Tagebuch hält für seine literaturwissenschaftliche Erforschung – wie auch für seine sozial-, kultur-, medien- und geschlechterhistorische sowie seine psychologische und soziologische Erfassung<sup>1</sup> – eine ganze Reihe von Herausforderungen bereit, die aus seinem hybriden Charakter resultieren. So kann es z. B. als historisches Dokument – als Ego-dokument oder Selbstzeugnis<sup>2</sup> – ebenso betrachtet werden wie als literarischer Text aus dem Bereich der Autobiographik, als Schreibübung oder literarisches Experimentierfeld. Oder auch als Strategie zur Vermeidung literarischen Schreibens, wie Maurice Blanchot notiert, wenn er das Tagebuch als „Schutzvorrichtung gegen die Gefahr des Schreibakts“ bezeichnet, als einen „Anker, den man am Grund des Alltäglichen hinscharren läßt“.<sup>3</sup> Das Tagebuch kann mithin je nach Funktion unter den Aspekten des Historischen oder des Literarischen betrachtet werden, changiert damit aber auch zwischen dem Literarischen und dem Nichtliterarischen, dem Privaten und dem Öffentlichen sowie dem Individuellen und dem Paradigmatischen.

So wirft die Position des Tagebuchs zwischen historischem Dokument und literarischem Text die Frage auf, ob es sich überhaupt um ein fiktionales Genre handelt. Inwiefern sich das im Sinne einer Entgegensetzung von Authentizität und Fiktionalität so einfach verneinen lässt, wie etwa durch Philippe Lejeune,<sup>4</sup> ist ein offener Diskussionspunkt.<sup>5</sup> Hält man aber zumindest fest, dass alle Tagebücher, auch jene von diskutabler Qualität, literarisch sind,<sup>6</sup> so geht damit einher – ohne zu bezweifeln, dass autobiographische Texte fiktionale Elemente enthalten und sich der Entwurf der eigenen Identität manches Schriftstellers kaum anders liest als der einer Romanfigur –, dass Tagebücher als autobiographische Texte grundsätzlich referentiell sind.<sup>7</sup> Sie schildern, gleichwie verfremdet, literarisiert und fikionalisiert, eine Realität, die zumindest in Grundzügen überprüfbar ist, bei deren erwähnten Personen es sich um historisch nachweisbare Gestalten handelt etc. Andernfalls hat man es entweder mit einem fiktionalen Tagebuch oder einer Fälschung zu tun, die mit den Erwartungen an ein Tagebuch, die es trotz aller gegenläufigen Merkmale

1 Vgl. BUNKERS, HUFF (1995, 1), HOLM (2008, 10).

2 Vgl. SCHULZE (1996), VON KRUSENSTJERN (1994).

3 BLANCHOT (1982, 254).

4 Vgl. LEJEUNE (2009, 203). Bereits GRÄSER (1955, 105) nannte das Tagebuch ebenfalls ein nichtfiktionales Genre.

5 MAYER, WOOLF (1995, 17). Dieser Band über frühmoderne Autobiographik bzw. Life-Writing, der die Tradition bis zur Antike zurückverfolgt, bezeichnet die Vielzahl der autobiographischen Genres ohne Umstände als literarisch, im Gegensatz etwa zu HOLDENRIED (2000, 26).

6 Eine strikte Unterscheidung zwischen literarisch und historisch hat z. B. GRÄSER (1955, 105) zu der problematischen Einschätzung bewegen, Anne Franks Tagebuch sei ein literarisch irrelevantes „historisches Dokument“. Vermutlich ist auch seine systematische Nichtbeachtung von weiblichen Tagebüchern das Resultat eines qualitativen Urteils.

7 Vgl. LEJEUNE (1994, 39) zur Autobiographie.

zu erfüllen hat, souverän umzugehen weiß.<sup>8</sup> Denn für Produktion und Rezeption des Tagebuchs gelten trotz aller Subjektivität des Aufgezeichneten

die transindividuellen Codes, die sich in der ‚Geschichte des Schreibens‘ [...] herausgebildet haben [...]. Noch das persönlichste Tagebuch unterliegt kulturellen Prägungen und arbeitet mit den geistesgeschichtlich verfügbaren Ausdrucksmitteln und Darstellungskonventionen. [...] Das Subjektive und Private ist zugleich das Paradigmatische und Repräsentative.<sup>9</sup>

Eine ähnlich komplexe Forschungslage zeigt sich bei der Frage nach Form bzw. Formlosigkeit des Tagebuchs. Zwar besteht sein zentrales formales Merkmal darin, dass seine Niederschrift fortlaufend erfolgt und die Einträge unter einem jeweiligen Datum vorgenommen werden. Der kleinste gemeinsame Nenner ist mithin das Datum,<sup>10</sup> eine Gemeinsamkeit mit dem Jahreskalender, d. h. mit einem Genre, das eine wichtige Inspiration für das moderne Tagebuch bildet.<sup>11</sup> Doch was in diese Form eingetragen wird, kann in größter Formlosigkeit geschehen. Weiterhin besteht Konsens, dass das Tagebuch eine Prosaform darstellt.<sup>12</sup> Das heißt nicht, dass es nicht alles mögliche Andere enthalten kann: Gedichte, Zitate, dramatische Szenen, Zeichnungen, Zeitungsausschnitte, Fotos, Eintrittskarten, To-do-Listen. Vor allem in der Moderne bietet das Tagebuch auf systematische Weise eine „Form, in der die Auflösung der Form [...] Gestalt annimmt“,<sup>13</sup> denn in den stets neu ansetzenden, unterschiedlichsten Einträgen – „das immer Unabgeschlossene“<sup>14</sup> – muss keine übergreifende Perspektive, keine romanhafte Folgerichtigkeit oder dramaturgische Spannung herrschen. Trotzdem, darauf hat Arno Dusini vehement hingewiesen, sei das Tagebuch nicht „durch Strukturen von ungewohnt hohem Komplexitätsgrad“<sup>15</sup> gekennzeichnet.

I. Die literaturwissenschaftliche Forschung zum Tagebuch hat, angefangen mit Richard M. Meyers Skizze einer *Entwicklungsgeschichte des Tagebuchs* (1898), eine Reihe grundlegender Arbeiten und spannender Aspekte vorgelegt, weist aber auch bemerkenswerte Desiderata auf. Meist werden die Tagebücher von Autorinnen so sehr vernachlässigt, dass der Eindruck entsteht, es handle sich um ein fast ausschließlich von männlichen Schriftstellern bedientes Genre.<sup>16</sup> Dabei gab und gibt es viele Frauentagebücher, die allerdings seltener veröffentlicht wurden. Dass das Tagebuch ein von Autorinnen häufig genutztes

8 Zum Phänomen gefälschter Tagebücher vgl. z. B. REULECKE (2013).

9 HAGESTEDT (2014, VIII f.).

10 Zur Zentralität des Datums vgl. LEJEUNE (2009, 179).

11 Vgl. LEJEUNE (2009, 59).

12 Vgl. GRÄSER (1955, 113).

13 GUNTERMANN (1991, 9).

14 Vgl. WUTHENOW (1990, X): „Eben der Verzicht auf die zusammenfassende Perspektive, das immer Unabgeschlossene, ist das entscheidende Merkmal des Tagebuchs.“

15 DUSINI (2005, 68).

16 WUTHENOW (1990) und BOERNER (1969) nennen kaum eine Diaristin. Auch BLUHM (1991) benennt neben Ruth Andreas-Friedrich nur Gretha von Jeinsen, deren Tagebuch *Die Palette* (1949) er jedoch als bloße Beigabe zu den *Strahlungen* Ernst Jüngers, ihres Ehemanns, betrachtet (S. 168). HOCKE (1978) bietet in seiner umfassenden Anthologie *Europäische Tagebücher aus vier Jahrhunderten* sieben (!) weibliche Tagebücher.

Genre ist, konstatiert Sibylle Schönborn in Hinblick auf das 18. Jahrhundert,<sup>17</sup> während Philippe Lejeune in einer Untersuchung für das späte 20. Jahrhundert das Genre sogar als überwiegend weiblich bezeichnet: Mehr Frauen als Männer führten Tagebuch; betrachtet man jedoch die publizierten Tagebücher, kehrt sich das Geschlechterverhältnis um.<sup>18</sup>

Während Lejeunes Studien ebenso wie britische und amerikanische Publikationen die Tagebücher renommierter Autor(inn)en häufiger zusammen mit Tagebüchern unbekannter Autoren behandeln, ist dieses Vorgehen in der deutschsprachigen Forschung weniger verbreitet.<sup>19</sup> Die bevorzugte Orientierung an veröffentlichten Tagebüchern – welche jedoch keineswegs repräsentativ für das gesamte Genre sind –, hängt damit zusammen, dass umfassenderen Tagebuchstudien oft eine spezielle Art von Aufzeichnungen zugrunde gelegt wird, nämlich jene von anderweitig zu Prominenz gelangten Autoren, insbesondere von Schriftstellern und Philosophen, manchmal noch Politikern. Offenbar ist es ein ausgedehntes Verständnis des Werktagebuchs, das hier *pars pro toto* dem Genre insgesamt zugrundegelegt wird. Dabei sind Werktagebücher, verstanden als Laboratorien renommierter Autoren, nur eines der zahlreichen Subgenres, die sich nach Inhalt und zeitlicher Begrenzung klassifizieren lassen. Zu ihnen zählen etwa Schiffs-, Wetter-, Kriegs-, Reise-, Schwangerschafts-, Lese- und Traumtagebücher. Der Charakter des Gegenstands entscheidet auch über die Begrenzung des grundsätzlich prospektiven und zukunfts-offenen Genres: Während Wetter und Träume zu den infiniten Gegenständen zählen, ist ein Kriegstagebuch ohne Krieg kaum denkbar, und ein Reisetagebuch endet mit der Heimkehr.

Zudem gibt es zahlreiche Tagebücher, die nicht auf dem Ruhm der Autor(inn)en beruhen, sondern ihnen diesen erst verschafft haben. Das gilt im 20. Jahrhundert etwa für Anne Frank, Victor Klemperer, Felix Hartlaub, Marie Bashkirtseff und Anaïs Nin, vor dem 20. Jahrhundert wären vor allem Pierre de l'Estoiles *Mémoires-Journaux*, Samuel Pepys' *Diary* und Henri-Frédéric Amiels *Journal intime* zu nennen.

Tagebücher sind wie Briefe zunächst ein populäres Genre der Alltagskultur, ein Massenmedium. Die veröffentlichten Tagebücher verhalten sich zu den unveröffentlichten wie die Spitze eines Eisbergs. Neuere Untersuchungen, etwa jene von Lejeune, sind alltagsgeschichtlich inspiriert und schließen an die amerikanische *History from below* an, wie sie im Zuge der Rezeption der *Annales*-Schule seit den 1960er Jahren betrieben wurde, und an das italienische Konzept der *microstoria* (Mikrogeschichte), wie es Carlo Ginzburg vertritt. Die verschiedenen alltagsgeschichtlichen Konzeptionen führten zur Gründung europäischer Tagebucharchive, dessen populärstes und ältestes das italienische *Archivio Diaristico Nazionale* ist, das 1984 von dem Journalisten Saverio Tutino gegründet wurde. Die Sammelstelle für deutschsprachige Diarien, das Tagebucharchiv in Emmendingen<sup>20</sup>, verdankt seine Entstehung 1998 der Inspiration durch das italienische Archiv. Die 1992 auf Initiative Lejeunes gegründete *L'association pour l'autobiographie et le patrimoine auto-*

17 Vgl. SCHÖNBORN (1999, 21).

18 Vgl. LEJEUNE (1997, 11). Vgl. auch ZUR NIEDEN (1995, 288): „Der Anteil der schreibenden Mädchen und Frauen liegt stets erheblich über dem der männlichen Verfasser.“

19 Eine Ausnahme ist ZUR NIEDEN (1993).

20 Vgl. <<http://tagebucharchiv.de/tagebucharchiv/ueber-uns/>>, zuletzt: 10.1.2016.

*biographique* in Ambérieu-en-Bugey hat neben dem italienischen Archiv interessanterweise ein deutsches Vorbild, das Archiv *Deutsches Gedächtnis* an der FernUniversität Hagen.<sup>21</sup>

Die Dichotomie von unveröffentlichten und veröffentlichten Tagebüchern ist mit der Trennung in private und öffentliche Tagebücher nicht identisch. Anne Franks Tagebuch oder das bemerkenswerte anonyme Diarium aus dem Ghetto von Łódź *Les vrais riches. Notizen am Rand*<sup>22</sup>, dessen Einträge in vier Sprachen auf den Seitenrändern eines Romans von François Coppée mit dem Titel *Les vrais riches* vorgenommen wurden, sind sehr persönliche Texte; die Autor(inn)en sind durch die politischen Umstände extrem begrenzt und gewinnen keinen Überblick über die historische Situation, der sie ausgeliefert sind. Gleichwohl sind ihre Texte allgemein verständlich und trotz der extremen Begrenzung repräsentativ für eine kollektive Erfahrung.

Zugleich gibt es auch formale Kriterien, wenn Lynn Z. Bloom vorschlägt, private und öffentliche Tagebücher danach zu unterscheiden, ob sie für ein Publikum verfasst bzw. überarbeitet wurden, oder ob es sich um eine Niederschrift ausschließlich für die eigene Person handelt, die ohne umfassenden Anmerkungsapparat zu genannten Orten, Personen und Umständen unverständlich bliebe. Damit ist nicht gemeint, dass der Autor oder die Autorin öffentlicher Tagebücher bei der Niederschrift bereits auf die Publikation schielten. Samuel Pepys, dessen Tagebuch mehr als ein Jahrhundert nach seinem Tod gedruckt wurde, konnte ebenso wenig wie Mary Chesnut, deren Herausgeber ihrer Tagebücher über den amerikanischen Bürgerkrieg ein Jahrhundert nach ihrem Tod den Pulitzer-Preis erhielt, ihre späte Rezeption voraussehen. Dennoch schrieben beide Diaristen mit Blick auf ein mögliches Publikum.

Ist hingegen der Autor oder die Autorin selbst der einzige Adressat, handelt es sich um ein privates Tagebuch – außer bei Schriftstellern, so Bloom: Diese schrieben grundsätzlich für ein Publikum.<sup>23</sup> Damit ist zugleich der traditionellen These zu widersprechen, das Tagebuch stelle eine Art Monolog dar.<sup>24</sup> Walter Ong hat darauf aufmerksam gemacht, dass auch ein Soliloquium in schriftlicher Form einen Adressaten voraussetze. Das Tagebuch praktiziere in schriftlicher Form „a kind of imitation talking“, das realerweise so nie stattfindet: „I therefore am pretending that I am talking to myself. But I never really talk this way to myself.“<sup>25</sup> Es simuliert im Medium der Schrift das mündliche Selbstgespräch.<sup>26</sup>

Damit ist nochmals die grundlegende Frage nach dem im Tagebuch verhandelten Verhältnis von Leben und Schreiben angesprochen. Etliche Studien gehen – mehr oder weniger fraglos – davon aus, dass Tagebücher die Identität des Diaristen oder seine Lebenswelt spiegelten bzw. abbildeten,<sup>27</sup> eine Annahme, die auch die Beschäftigung mit weiblichen Tagebüchern prägt, die in besonderer Weise mit dem weiblichen Leben korrespondierten, da beide fragmentarisch, repetitiv und aufs Alltägliche konzentriert seien:

21 Vgl. LEJEUNE (1994, 425). Vgl. auch Walter Kempowskis *Archiv für unpublizierte Autobiographien*, eine Grundlage für *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch*, indessen an der Akademie der Künste Berlin untergebracht.

22 LOEWY, BODEK (Hrsg.) (1997).

23 Vgl. BLOOM (1995, 24).

24 Vgl. GRÄSER (1955, 100): „Der Dialog wird abgelöst vom Monolog.“

25 ONG (1982, 102).

26 MACHO (2000) führt die These dahingehend fort, dass jegliches Selbstgespräch dialogisch sei.

27 Vgl. etwa BOERNER (1969, 21) und WUTHENOW (1990, 9).



The form [of the diary] has been an important outlet for women partly because it is an analogue to their lives: emotional, fragmentary, interrupted, modest, not to be taken seriously, private, restricted, daily, trivial, formless, concerned with self, as endless as their tasks.<sup>28</sup>

Dass aber Tagebücher in einem Abbildungsverhältnis zum Leben stehen, kann mit Verweis auf Michel Foucaults Thesen zu den Selbsttechniken des Subjekts zurückgewiesen werden.<sup>29</sup> Das Leben geht weniger dem Schreiben voraus, als dass es durch das Schreiben bestimmt wird, so Blanchot:

Das Eigenartige an dieser hybriden Form [...] ist die Falle, die sie uns stellt. Man schreibt, um seine Lebenstage zu retten, aber man sucht sein Heil ausgerechnet beim Schreiben, das auf den Tag verändernd einwirkt.<sup>30</sup>

Und Tagebücher spiegeln weniger die Identität des Diaristen, als dass sie diese hervorbringen, etwa indem sie kohärenzstiftende narrative Elemente einsetzen, die der mechanisch-chronologischen und fragmentarischen Struktur entgegenwirken, z. B. durch Rück- und Vorgriffe, thematische Stränge, szenische Elemente und strukturelle Metaphern.<sup>31</sup> Einer möglicherweise angestrebten ‚Wahrheit‘ des Ich steht das Aufschreibesystem des Tagebuchs allerdings entgegen, insofern

die Spaltung von Erleben und Beschreiben eine Einbruchsstelle schafft für die Lizenz des Augenblicks. Das Tagebuch befreit gewissermaßen von der Verpflichtung zu einer übergreifenden, dauerhaft gültigen Wahrheit, indem es den Moment in sein Recht setzt.<sup>32</sup>

II. Das 20. Jahrhundert gilt wohl nicht zuletzt geradezu als Blütezeit des Tagebuchs, da das Tagebuch verschiedentlich als Medium der Krise bezeichnet wurde<sup>33</sup> und das Jahrhundert an Krisen besonders reich war. Zweifellos florierte das Genre besonders im zeitlichen Umfeld der beiden Weltkriege, als dem Wunsch der Individuen, die Erfahrung erheblicher Umwälzungen im Tagebuch zu verarbeiten, ein gleichgerichtetes politisches Interesse gegenüberstand, die Bevölkerung zu diaristischen Aufzeichnungen zu veranlassen, was auf deren propagandistische oder soziologische Nutzung zielte. Vielleicht lässt sich die diaristisch gestaltete Krisenerfahrung in Zeiten starker Beschränkungen individueller Freiheit, sei es durch Krieg oder Diktatur, ganz konkret als eine Schreibpraxis angesichts der drohenden Auslöschung des Selbst fassen.<sup>34</sup> (vgl. die Beiträge von PETER UWE HOHENDAHL: *Posthume Provokation: Carl Schmitts „Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre*

28 MOFFAT, PAINTER (1974, 5).

29 FOUCAULT (1993).

30 BLANCHOT (1982, 256); vgl. auch S. 255: „Wer mit seinem Leben nichts anfängt, schreibt, daß er nichts mit ihm anfängt, und so ist immerhin etwas getan.“

31 Vgl. BLOOM (1995, 29). Dass das Wiederlesen alter Aufzeichnungen dennoch so irritierend und verfremdend ist, hat jüngst z. B. Hans Magnus Enzensberger zum „Dialog mit einem Doppelgänger“, seinem alten Ich, bewogen (ENZENSBERGER 2014, 107).

32 MAURER (2012, 81).

33 Vgl. GRÄSER (1955, 102) und BOERNER (1969, 63f.).

34 Vgl. LANGFORD, WEST (1999, 9): „The ghetto journal is clearly a mode of creating meaning in a meaningless world and thus of maintaining subjectivity in the face of its annihilation, a way of restoring selfhood in the face of the ‚dehumanisation‘.“



1947–1951“ und SABINE KALFF: *Auf der Nachtseite des Lebens. Die Ästhetik des Schreckens in Ursula von Kardorffs Kriegstagebuch „Berliner Aufzeichnungen 1942 bis 1945“*).

Neben diesem Aspekt wurde die gesteigerte Einsamkeit und fundamentale Verwirrung verschiedentlich als konstitutive Erfahrung der Moderne des 20. Jahrhunderts verstanden und das Tagebuch grundsätzlich im Zeichen der Einsamkeit gesehen.<sup>35</sup> Erklärt man den Aufschwung des Tagebuchs mit einer Krise der Subjekte, so ist diese mit der politischen und historischen Geschichte zu verknüpfen, mit Krieg, diktatorischen Regimes, einer starken Beschränkung der Möglichkeiten des freien Selbstaustauschs. Wo die öffentliche Sphäre politisch gelenkt war, erfüllten private Tagebücher eine durchaus öffentliche Funktion, indem sie höchst individuell kollektive Erfahrungen schilderten – umso mehr, wenn es sich um politisch reflektierte literarische Autor(inn)en handelte (vgl. die Beiträge von ROLAND BERBIG: *Das Leben in Ordnung bringen – abstine et sustine. Franz Fühmanns Tageskalender* und BIRGIT DAHLKE: *Die DDR im Tagebuch: Am Beispiel von Christa Wolf, Volker Braun, Erwin Strittmatter und Manfred Krug*).

Deren literarische Werkstagebücher sind oft zugleich intellektuelle Denktagebücher – und umgekehrt, wie etwa die *Cahiers* von Simone Weil oder Paul Valéry zeigen. Dass die Tendenz zum offenen, unabgeschlossenen, fragmentarischen Werk im 20. Jahrhundert nicht auf die Literatur beschränkt war, sondern auch die Philosophie betraf, geben vor allem Hannah Arendts Denktagebücher zu lesen – nicht nur in Bezug auf den darin entwickelten gedanklichen Gehalt, sondern auch mit Blick auf die Übergangskonstellationen zwischen persönlich-poetischen Tagebuchnotizen und philosophisch-politischem Arbeitsjournal (vgl. den Beitrag von SIGRID WEIGEL: *Hannah Arendts „Denktagebuch“ (1950–1973): Vom persönlichen Tagebuch zum Arbeitsjournal*).

Vor diesem Hintergrund schärft sich der Blick für den Einsatz des Diaristischen in der Literatur im Zeichen einer ästhetischen Krise der Moderne, namentlich jener des Romans.<sup>36</sup> Ein willkommener Gegenentwurf war das Tagebuch – mit seinen Elementen der Wiederholung, des Disparaten und der Unabgeschlossenheit bzw. des offenen Endes – z. B. für Robert Musils ästhetische Probleme mit dem traditionellen Roman, der mit formalen Mitteln eine Geschlossenheit schuf, die Musil gerade nicht darzustellen wünschte, da sie nicht mit der Wahrnehmung des Individuums korrespondierte, das keine kohärenten und eindeutigen Eindrücke empfing. Begreiflicherweise war es weniger die Tradition des *Journal intime* des 19. Jahrhunderts mit ihrer Tendenz zur Abgeschlossenheit, die auf den modernen Roman einwirkte, als vielmehr die ältere Tagebuchliteratur, die nicht die Introspektion, Reflexion oder Selbstdarstellung pflegte, sondern chronistischer Natur war (vgl. den Beitrag von DANIEL WEIDNER: *Spiegel, Werkstatt, Chronik: Der Tagebuchroman bei Robert Walser, Max Frisch und Uwe Johnson*). Viele Tagebücher nach 1900 – und alle der hier behandelten – sind ausgesprochen sachlich und an chronikalischen Formen orientiert. Hierbei wird auch die enge Verbindung des 18. Jahrhunderts zwischen Diarium und Journalismus wiederbelebt.<sup>37</sup>

35 GRÄSER (1955, 100f.); vgl. auch BOERNER (1969, 63f.).

36 Vgl. LEJEUNE (1994, 29).

37 Vgl. GÖRNER (1986, S. 19).

Dieselbe Affinität wird im 21. Jahrhundert mit der Entstehung von Blogs virulent, in denen auch das Verhältnis zwischen privat und öffentlich neu ausgelotet wird (vgl. den Beitrag von ELKE SIEGEL: „*die mühsame Verschriftlichung meiner peinlichen Existenz*“. Wolfgang Herrndorfs „*Arbeit und Struktur*“ zwischen *Tagebuch, Blog und Buch*). Wolfgang Herrndorfs Tagebuch-Blog macht aufs Neue darauf aufmerksam, was ebenso für Tagebücher im 18. Jahrhundert gilt: dass die „Selbstbeschreibungsmuster [...] an Medientechnik gekoppelt“<sup>38</sup> sind und dass das Schreiben des Subjekts, wie es das Tagebuch vollzieht, immer im Zeichen des Todes steht: „Man hofft, auch morgen schreiben zu können, aber worüber, ist unvorhersehbar“.<sup>39</sup>

## Literaturverzeichnis

- BLANCHOT, Maurice (1962, 251–258): *Tagebuch und Erzählung*. In: M.B.: *Der Gesang der Sirenen. Essays zur modernen Literatur*, München.
- BLOOM, Lynn Z. (1995, 23–37): „I Write for Myself and Strangers“: Private Diaries as Public Documents. In: S.L. Bunkers, C.A. Huff (Hrsg.): *Inscribing the Daily: Critical Essays on Women’s Diaries*, Amherst.
- BLUHM, Lothar (1991): *Das Tagebuch zum Dritten Reich. Zeugnisse der Inneren Emigration*, Bonn.
- BUNKERS, Suzanne L., Cynthia A. HUFF (Hrsg.) (1995): *Inscribing the Daily: Critical Essays on Women’s Diaries*, Amherst.
- DUSINI, Arno (2005): *Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung*, München.
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (2015): *Tumult*, Berlin.
- FOUCAULT, Michel (1993, 24–62): *Technologien des Selbst*. In: M.F. u.a.: *Technologien des Selbst*, Frankfurt a.M.
- GÖRNER, Rüdiger (1986): *Das Tagebuch. Eine Einführung*, München, Zürich.
- GRÄSER, Albert (1955): *Das literarische Tagebuch. Studien über Elemente des Tagebuchs als Kunstform*, Saarbrücken.
- GUNTERMANN, Georg (1991): *Vom Fremdwerden der Dinge beim Schreiben. Kafkas Tagebücher als literarische Physiognomie des Autors*, Tübingen.
- HAGESTEDT, Lutz (2014, VII–XXXII): *Der richtige Ort für systematische Überlegungen. Philippe Lejeune und die Tagebuchforschung*. In: Ph. Lejeune: „*Liebes Tagebuch*“. *Zur Theorie und Praxis des Journals*, hrsg. v. Lutz Hagestedt, München.
- HOCKE, Gustav René (1978): *Europäische Tagebücher aus vier Jahrhunderten. Motive und Anthologie*, Wiesbaden, München.
- HOLDENRIED, Michaela (2000): *Autobiographie*, Stuttgart.
- HOLM, Christiane (2008): *Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen*. In: H. Gold u.a. (Hrsg.): *Absolut? privat! Vom Tagebuch zum Weblog*, Heidelberg.
- JURGENSEN, Manfred (1979): *Das fiktionale Ich. Untersuchungen zum Tagebuch*, Bern, München.
- KRUSENSTJERN, Benigna von (1994, 462–471): *Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert*. In: *Historische Anthropologie*, Bd. 2, H. 3.
- LANGFORD Rachel, Russell WEST (Hrsg.) (1999): *Marginal Voices, Marginal Forms: Diaries in European Literature and History*, Amsterdam, Atlanta, GA.

38 SCHÖNBORN (1999, 13).

39 LEJEUNE (2014, 375).

- LEJEUNE Philippe (1994): *Der autobiographische Pakt*, hrsg. v. Karl-Heinz Bohrer, Frankfurt a. M.
- (2009, 51–60): *Counting and Managing*. In: Ph. L.: *On Diary*, Honolulu.
  - (2009, 175–186): *The Continuous and the Discontinuous*. In: Ph. L.: *On Diary*, Honolulu.
  - (2009, 201–210): *The Diary as „Antifiction“*. In: Ph. L.: *On Diary*, Honolulu.
  - (2014, 373–392): *Tagebuch und Textgenetik*. In: Ph. L.: *„Liebes Tagebuch“*. Zur Theorie und Praxis des Journals, hrsg. v. Lutz Hagedstedt, München.
- LEJEUNE, Philippe, Catherine BOGAERT (Hrsg.) (1997): *Un journal à soi ou la passion des journaux intimes*. Exposition Bibliothèque municipale de Lyon. 30 septembre–27 décembre 1997, Lyon.
- LOEWY Hanno, Andrzej BODEK (Hrsg.) (1997): *„Les vrais riches“*. Notizen am Rand: Ein Tagebuch aus dem Ghetto Lodz. Mai bis August 1944, Leipzig.
- MACHO, Thomas (2000, 27–44): *Mit sich allein*. Einsamkeit als Kulturtechnik. In: A. u. J. Assmann (Hrsg.): *Einsamkeit*. Archäologie der literarischen Kommunikation VI, München.
- MAURER, Michael (2012, 73–89): *Poetik des Tagebuches*. In: A. Arndt, Ch. Deupmann, L. Korten (Hrsg.): *Logik der Prosa*. Zur Poetizität ungebundener Rede, Göttingen.
- MAYER, Thomas, D. R. WOOLF (Hrsg.) (1995): *The Rhetorics of Life-Writing in Early Modern Europe*. *Forms of Biography from Cassandra Fedele to Louis XIV*, Ann Arbor, MI.
- MEYER, Richard M. (1905, 281–298): *Die Entwicklungsgeschichte des Tagebuchs*. In: R. M. M.: *Gestalten und Probleme*, Berlin.
- MOFFAT, Mary Jane, Charlotte PAINTER (Hrsg.) (1974): *Revelations: Diaries of Women*, New York.
- ONG, Walter J. (1982): *Orality & Literacy*. *The Technologizing of the Word*, Florence, KY.
- REULECKE, Anne-Kathrin (2013, 485–504): *„Ein Kulturdenkmal unserer Zeit“*. Geheimnis und Psychoanalyse im *„Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“* (1919). In: *Weimarer Beiträge*, H. 4.
- SCHÖNBORN, Sibylle (1999): *Das Buch der Seele*. *Tagebuchliteratur zwischen Aufklärung und Kunstperiode*, Tübingen.
- SCHULZE, Winfried (1996, 11–30): *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. *Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“*. In: W. Sch. (Hrsg.): *Ego-Dokumente*, Berlin.
- WUTHENOW, Ralph-Rainer (1990): *Europäische Tagebücher*. *Eigenart, Formen, Entwicklung*, Darmstadt.
- ZUR NIEDEN, Susanne (1993): *Alltag im Ausnahmezustand*. *Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943 bis 1945*, Berlin.
- (1995, 287–298): *Tagebücher von Frauen im zerstörten Deutschland 1943 bis 1945*. In: M. Holdener (Hrsg.): *Geschriebenes Leben: Autobiographik von Frauen*, Berlin.

## Hannah Arendts „Denktagebuch“ (1950–1973): Vom persönlichen Tagebuch zum Arbeitsjournal

Es ist eine kleine Ziffer, die einen großen Abstand markiert:

Mitten in einem von Hannah Arendts zahlreichen Notizheften, die von 1923 an (sie war siebzehn und stand kurz vor dem Abitur) überliefert sind, findet sich eine deutliche Zäsur. In die obere rechte Ecke der rechten Seite hat die Schreibende eine „1“ gesetzt und unter dem Datum „Juni 1950“ eine längere Abhandlung über Unrecht, Schuld, Verzeihen und Versöhnung begonnen, ohne Überschrift, lediglich die Unterstreichung des ersten Substantivs zeigt das Thema an: „Das *Unrecht*, das man getan hat, [...]“.<sup>1</sup> Im Unterschied zu den vorausgehenden Eintragungen im selben Heft, kürzere Reflexionen und Gedichte aus den Jahren 1942–1950, die sich zumeist nur auf der rechten Seite finden, setzen sich die handschriftlichen Aufzeichnungen nun durchgehend über beide Seiten fort. Und als auf der zehnten der nummerierten Seiten eine neue Abhandlung beginnt – dieses Mal ist sie mit einer Überschrift versehen: „Person – Ich – Charakter“ –, zeigt die fortlaufende Seitenzählung an, dass hier mit einem neuen Vorhaben begonnen wurde, das offensichtlich fortgesetzt werden sollte. Noch im selben Monat kommt die Abschrift eines Gedichts von Emily Dickinson hinzu, bevor sich unter dem Datum des folgenden Monats, Juli 1950, auf der dreizehnten Seite eine Eintragung über die Zeit findet, über Ewigkeit, Präsenz und Gedächtnis, gefolgt von Aufzeichnungen mit der Überschrift „Denken – Handeln“ auf den Seiten vierzehn und fünfzehn; und so fort.

Um den Charakter von Arendts *Denktagebuch* im Unterschied zum gewöhnlichen Tagebuch zu erörtern, sollen im Folgenden diese Zäsur und dieser Neubeginn im Notizheft 1942–1950 genauer angeschaut werden. Dazu ist es notwendig, auf das handschriftlich geführte Notizheft aus dem Nachlass von Hannah Arendt in der *Library of Congress*<sup>2</sup> zurückzugehen. Denn der Umbruch im Schriftbild des handschriftlichen *Notebook 1942 bis 1950* steht für einen Umbruch im Charakter des Tagebuchs.

I. Was als Arendts *Denktagebuch* bekannt ist, der Inhalt der 28 Notizhefte, die sie in den Jahren 1950–1973 geführt hat, ist die von Ursula Ludz und Ingeborg Nordmann hervorragend edierte Ausgabe, für die Arendts Eintragungen transkribiert und kommentiert wurden; sie setzt, dem Publikationszweck entsprechend, erst nach der genannten Zäsur ein. Den Titel *Denktagebuch* hat Arendt übrigens selbst *nicht* verwendet; die Bezeichnung ist aber, wie die Herausgeberinnen mitteilen, „mündlich durch Lotte Köhler verbürgt“ (828).<sup>3</sup> Was diesem Arbeitsjournal den Charakter des *Denktagebuchs* verleiht, ist mehrfach be-

1 ARENDT (2002, 3) (Hervorh. i. O. unterstrichen). Alle Zitate aus Arendts *Denktagebuch* werden im Folgenden im fortlaufenden Text in einem Klammervermerk angegeben.

2 ARENDT (1942–1950).

3 Lotte Köhler (1920–2011), Freundin und Nachlassverwalterin von Hannah Arendt.

schrieben worden.<sup>4</sup> Was aber kennzeichnet den Tagebuchcharakter dieses Arbeitsjournals? Verbindet überhaupt irgendetwas das Denktagebuch mit einem gewöhnlichen, mit einem privaten Tagebuch, dem die Schreibenden ihre Erlebnisse und Empfindungen, ihre Träume und geheimsten Gedanken anvertrauen?

Die kleine Ziffer 1, in die obere rechte Ecke eines Notizheftes geschrieben, zeugt von einer bedeutungsvollen Setzung – genau zehn Jahre, nachdem Hannah Arendt von Paris aus in die USA emigriert war und seither, zusammen mit ihrem Mann Heinrich Blücher und ihrer Mutter Martha Beerwald (bis zu deren Tod 1948), in New York im Exil lebt. Mit den Ausführungen im Juni 1950 beginnt ein Schreibprojekt, das sich von den vorausgehenden Eintragungen in diesem Notizheft und auch von den vorherigen Notizheften in Gestus und Inhalt signifikant unterscheidet.

Vor dieser Zäsur finden sich – neben einigen Gedichten – Reflexionen, die in poetischer Sprache und mit Bezug auf verbreitete Daseinsmetaphern<sup>5</sup> Eindrücke und Befindlichkeiten eines Lebens im Exil festhalten; danach beginnt das Arbeitsjournal einer Autorin, die im Zwischenraum von Philosophie, Dichtung und Politik an einer ganz eigenen Denk- und Schreibweise arbeitet. Mit diesem Neubeginn wechselt der Modus, Gedanken in einem Notizheft festzuhalten, vollkommen: von einem *privaten Tagebuch* zu einem *Denktagebuch*. An die Stelle der Reflexionen zur eigenen Lage oder poetischer Spiegelungen persönlicher Erfahrungen in der allgemeinen politischen Lage nach dem Krieg treten Einfälle und Einsichten, aus denen Bausteine theoretischer Zusammenhänge erwachsen und manches Mal auch Kernstücke zu späteren Buchprojekten. Anderes geht nicht in Publikationsprojekte ein, Unfertiges und Vorläufiges, das Fragment oder Bruchstück bleibt, ohne sich je zu einem Ganzen zu fügen. Es finden sich darin auch Bausteine für Bücher, die Arendt zu Lebzeiten nicht in Angriff genommen hat, möglicherweise aber, wäre ihr ein längeres Leben beschieden gewesen, geschrieben hätte. Am faszinierendsten sind in dieser Hinsicht die Fragmente eines Buches über die Liebe.<sup>6</sup> Das *Denktagebuch* eröffnet somit einen *Möglichkeitsraum* des Denkens, der nicht nur dem Werk vorausgeht, vielmehr unterscheidet er sich qualitativ vom Schreiben eines Buches,<sup>7</sup> dessen Argumente, Ableitungen und Belege vor dem Forum der Öffentlichkeit Bestand haben müssen.

Der Charakter des neuen Projekts wird am deutlichsten durch die thematische Strukturierung angezeigt. Zu den Datierungen, dessen Rhythmisierung entlang des Kalenders das Denktagebuch mit dem persönlichen Tagebuch teilt, tritt nun die thematische Ordnung, sei es durch Stichwort-Überschriften, wie „Mittel-Zweck-Kategorie in der Politik“, „Interest“, „Macht-Allmacht“, „Hegel – Marx“, „Gott – Götter“, „Deutsch-christlicher Schöpfungsmythos und Begriff des Politischen“, sei es durch Zuordnungen zu bestimmten Fragestellungen, wie etwa „Ad Anfang“, „Ad: Heidegger, Heraklit, λόγος“, „Ad Arbeit: Altes Testament, Genesis“ oder „Ad Gesetz“. Dass die Notizhefte von Arendt selbst nicht nur als Arbeitsjournal verstanden wurden, sondern auch als Archiv ihrer Gedanken, Lektüren und Klärungsversuche, belegt die Tatsache, dass sie sich der Mühe unterzogen hat,

4 WEIGEL (2005), HAHN (2005), NORDMANN (2011).

5 Zum Konzept der Daseinsmetapher vgl. BLUMENBERG 1979.

6 Dazu WEIGEL (2015, 305–307).

7 Vgl. dazu auch NORDMANN (2011, 138).

ihre umfangreichen Aufzeichnungen, die aufgrund der Tagebuch-Ordnung naturgemäß zur Unübersichtlichkeit tendieren, für die eigene Nutzung zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck hat sie ein „indexed notebook“ angelegt, eine Art Supplement zu den Notizheften, in dem ein Sachregister die Eintragungen thematisch erschließt. Wo andere Autoren – vor dem Zeitalter digitaler Ordnungssysteme – mit einem Zettelkasten gearbeitet haben, bei dem die Aufzeichnungen – wie beim Bilderatlas – ständig neu geordnet und umgestellt werden können, hält die Tagebuchform des Arbeitsjournals die Genese und Abfolge der Aufzeichnungen fest.

Damit bleiben die Spuren der zeit- und erfahrungsgeschichtlichen Zusammenhänge ihrer Ausarbeitungen lesbar, auch wenn in ihrem *Denktagebuch* Autobiographisches im eigentlichen Sinne ausgeschlossen bleibt. Von Begegnungen mit Freunden und Vertrauten, von Gesprächen mit dem Lebenspartner oder auch Erlebnissen und Erfahrungen ist im *Denktagebuch* mit seltensten Ausnahmen<sup>8</sup> nicht die Rede. So enthält das *Denktagebuch* zwar keine Lebensspuren, es verzeichnet aber Todesspuren. Denn die konsequente Abgrenzung gegenüber einem persönlichen Tagebuch wird besonders auch dadurch deutlich, dass die Namen vertrauter und geliebter Menschen erst nach ihrem Tod darin auftauchen, d. h. erst, wenn sie Teil der Geschichte geworden und gleichsam aus dem persönlichen Leben bzw. der Privatheit der Schreibenden hinausgetreten sind.<sup>9</sup>

Das betrifft zuerst Hermann Broch, mit dem Arendt ein andauerndes Gespräch über Literatur führte und mit dem sie, wie der Briefwechsel<sup>10</sup> belegt, eine nur innig zu nennende Freundschaft verband. Er starb im Juni 1951,

unerwartet für ihn, der die Todesnähe wusste, aber an die Plötzlichkeit des Tot-seins (nicht Sterbens) nicht glaubte, unerwartet für mich (92).

Und er hat über diesen unerwarteten Tod Eingang ins *Denktagebuch* gefunden: sowohl in poetischer Sprache unter der Überschrift „Überleben“: „Wie aber lebt man mit den Toten?“ (92) als auch in einer kleinen Skizze über „das eigentliche Kunststück seines Lebens“, denn „wer einer ist, weiss man doch erst, wenn er tot ist“ (93). Und dann – über ein Jahr nach seinem Tod, im November 1952 – finden sich noch einmal Verse zu „Brochs Grab“ (265).

Durch die Publikation des *Denktagebuchs* steht der Forschung also kein ‚Material‘ zur lebensgeschichtlichen ‚Entschlüsselung‘ von Hannah Arendts Werk zur Verfügung. Es macht vielmehr Spuren ihrer Lektüren und jener Art des Denkens lesbar, die Arendt selbst als Zwiegespräch mit sich selbst verstanden hat: „Der tonlose Dialog des Denkens, das Zwei-in-Einem“ (Juli 1969, 721). Und es ist genau dieser Aspekt, der den Tagebuchcharakter des Arendt’schen Arbeitsjournals ausmacht, wird doch das Tagebuch üblicherweise als Genre des Selbstgesprächs genutzt. Wer sich aber für den Zusammenhang von Arendts Erfahrungen und ihrer Philosophie interessiert, für die Wechselbeziehungen

8 Eine seltene Ausnahme bildet eine Eintragung über einen Traum, in dem Kurt Blumenfeld auftaucht, fünf Jahre nach seinem Tod (ARENDDT 2002, 701). Vgl. dazu das Nachwort von Ingeborg Nordmann in ARENDT, BLUMENFELD (1995, 349).

9 Zu diesem Aspekt ausführlicher WEIGEL (2005, 126 ff.).

10 ARENDT, BROCH (1996).



zwischen ihrem Leben und ihrem Arbeiten, der ist darauf verwiesen, das komplexe und vielfältige Netz der Bezüge aus einer Parallelektüre dreier verschiedener Genres zu erschließen: den zahlreichen Schriften, dem *Denktagebuch* und den vorliegenden Editionen ihrer umfangreichen Korrespondenz.

Letztere zeigen Arendt – ganz gegen das Statement der 40-Jährigen: „Ich bin kein Briefschreiber und kann alles schlecht nur ausdrücken.“<sup>11</sup> – als eine beständige Briefschreiberin, die im Austausch mit verschiedenen Vertrauten – mit Kurt Blumenfeld, Karl Jaspers, Martin Heidegger, Hermann Broch, Uwe Johnson, mit der Freundin Mary McCarthy und dem Ehemann Heinrich Blücher – sehr unterschiedliche Töne und Stimm(ungs)lagen anzuschlagen weiß. Das *Denktagebuch* steht zwar zwischen den philosophischen und politischen Schriften auf der einen Seite und den Briefen auf der anderen Seite – mit Arendts Begriffen: zwischen Öffentlichkeit und Privatheit –, doch kann es nicht als Medium dazwischen angesehen werden, denn es vermittelt nicht zwischen Schriften und Lebenszeugnissen.

II. Der von Arendt gewollte Abstand zur Schreibweise der bis dahin geführten Notizhefte lässt sich aus der Schwellen- und Übergangskonstellation erhellen, wie sie im handschriftlichen Notizheft im Nachlass erkennbar wird; in den publizierten Editionen wird diese Konstellation notwendigerweise unkenntlich. Bemerkenswerterweise geht die Schreibende nämlich nach der Eröffnung des neuen Schreib- und Denkraums noch einmal vor die Zäsur zurück und notiert unter das Datum „Juli 1950“ vier Zeilen, deren poetische Diktion und Metaphorik direkt an die recht lang zurückliegende, letzte Eintragung vor der Zäsur anschließen, an vier Zeilen aus dem September 1948, die man als Prosagedicht lesen kann. Diese handeln von Türen, die unaufhörlich „ins Schloss fallen“, und von versinkenden Brücken – und umspielen damit jene Metapher, die wie ein Leitmotiv die gedichtförmigen Notizen dieser Zeit durchzieht. Offensichtlich setzt sie die eigene intellektuelle Situation in diesen ersten Jahren des Exils für Arendt am besten ins Bild. Die Verse, deren Niederschrift sichtlich dem Wunsch folgt, der eigenen Befindlichkeit Ausdruck zu verleihen, thematisieren in der Frage nach der Brücke sowohl Hoffnung als auch Zweifel an der Möglichkeit, einen Weg zu finden, um den „Strom“ zwischen dem verlassenen „Ufer“ und dem offenbar (noch) unsicheren Ort des Exils zu überbrücken. In dieser Hinsicht formulieren die im Juli 1950, mit einem Abstand von fast zwei Jahren, nachgetragenen Zeilen eine Art Gegenrede gegen das Bild der versinkenden Brücken vom September 1948. Denn nun ist davon die Rede,

wie die Brücke sich schwingt über Ströme von Unrast, von Ufer zu Ufer/ Schwebendes, festes Gebild, Freiheit und Heimat in eins.<sup>12</sup>

11 Brief v. Hannah Arendt an Kurt Blumenfeld v. 19.7.1947. Ihre Selbsteinschätzung erhält hier allerdings eine präzise Begründung: „Ich bin kein Briefschreiber und kann alles schlecht nur ausdrücken, einfach weil mir meist das Herz zu schwer ist und mir zu mies ist vor tout le monde. Sieh mal, es ist einfach so, daß ich über die Vernichtungsfabriken nicht wegkommen kann“. ARENDT, BLUMENFELD (1995, 43).

12 ARENDT (1942–1950, 17).



Das Bild der schwingenden Brücke legt nahe, dass die Schreibende in der Zwischenzeit eine Art Boden unter den Füßen gewonnen hat, wie unsicher dieser auch sein mag, was im Zugleich von schwebend<sup>13</sup> und fest zum Ausdruck kommt. Nicht eines der Ufer, weder der Ort des Herkommens noch der neue Aufenthaltsort, wird als „Heimat“ adressiert. Es ist vielmehr die Brücke, die Arendt für sich als *ihren Ort* definiert; er verspricht ihr „Freiheit und Heimat in eins“.

Damit hat Arendt hier recht treffend ins Bild gesetzt, was ihre im Exil erarbeitete, ganz eigensinnige Schreib- und Denkweise ausmacht. Später wird sie dafür das Bild ‚Denken ohne Geländer‘ finden, ein Bild, das zu einer Art Pathosformel der Arendt-Rezeption geworden ist. Die Verse vom Juli 1950 aber, die einen Nachtrag zur Schreibhaltung der persönlichen Tagebuch-Verse darstellen und zugleich die Perspektive für den neu gewonnenen Ort formulieren, die also einen Rückblick auf das persönliche Tagebuch und zugleich einen Ausblick auf die besondere Beschaffenheit des Terrains für das neubegonnene Vorhaben eines ganz anders gearteten Tagebuchs darstellen, diese Verse machen die Genese der vielzitierten Formel vom ‚Denken ohne Geländer‘ lesbar. Sie enthalten eigentlich ein präziseres Bild für Arendts besondere erkenntniskritische Position, die sie sowohl aus der Erfahrung des Zivilisationsbruchs, der „Lücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart“<sup>14</sup>, als auch aus ihrer engagierten Auseinandersetzung mit den Unvereinbarkeiten der Kulturen, Sprachen, Diskurse und Disziplinen gewann, zwischen denen sie sich bewegt hat.

Es sind dies die Unvereinbarkeiten<sup>15</sup> zwischen philosophischem Diskurs und den Erfordernissen der Politik – „Jeder ‚politischen Philosophie‘ muss ein Verständnis über das Verhältnis von Philosophie und Politik vorausgehen. Es könnte sein, dass ‚politische Philosophie‘ eine *Contradictio in adjecto* ist“ (683). Es sind Unvereinbarkeiten, die in ihrer Erfahrung mit Unterschieden in der Haltung zwischen deutschen und US-amerikanischen Intellektuellen korrespondieren –

Manchmal frage ich mich, was wohl schwieriger ist, den Deutschen einen Sinn für Politik oder den Amerikanern einen leichten Dunst auch nur von Philosophie beizubringen.<sup>16</sup>

– und die sich für Arendt in der *Differenz* der Sprachen verdichten: der Differenz sowohl zwischen dem Deutschen und dem amerikanischen Idiom des Englischen – so reflektiert sie im *Denktagebuch* über fundamental unterschiedliche Sprachauffassungen als Grund für die „difficulties I have with my English readers“ (770f.) – als auch zwischen ihrer ersten Sprache (in deren Metaphorik und Poesie sie zu Hause ist) und der im Exil erlernten Fremdsprache –

13 Die soeben erschienene Edition mit Gedichten von Hannah Arendt liest statt „Schwebendes, festes Gebild“ in der letzten Zeile „Sicher verbundenes, festes Gebild“, was sich weder aus der Handschrift ableiten lässt noch dem Bild der schwingenden Brücke entspricht, unsicher und verbindend zugleich, vgl. ARENDT (2015, 46). Ohnehin ist es problematisch, Arendts Verse aus ihrem jeweiligen Kontext zu lösen und als Gedichte zu publizieren. Ihre Gedichte sind, ähnlich wie die von Scholem, zumeist direkt auf eine bestimmte Situation bezogen und oft auch an eine bestimmte Person adressiert.

14 So der Titel ihres Vorworts in ARENDT (1994, 7).

15 Zur Entfaltung eines produktiven Umgangs mit diesen Unvereinbarkeiten vgl. WEIGEL (2012).

16 ARENDT, JASPERS (1985, 165), vgl. dazu auch HEUER (2003).

Ich schreibe in Englisch, aber ich habe die Distanz nie verloren. [...] Im Deutschen erlaube ich mir Dinge, die ich mir im Englischen nie erlauben würde

–, wie sie im berühmten Gaus-Interview äußert.<sup>17</sup> Die nachträglich hinzugefügten Verse in der Schreibweise des persönlichen Tagebuchs vom Juli 1950 entwerfen diese Position dazwischen nun nicht mehr als Verlust oder Mangel, sondern als gangbare Möglichkeit: schwebend und fest zugleich, Freiheit und Heimat ineins. Und sie fassen dies in ein topographisches Bild, das keinen Aufenthaltsort verspricht; die schwingende Brücke bildet vielmehr einen Grund ständiger Bewegung, voller Unrast, wie die Verse formulieren.

Die Differenz zwischen dem poetischen Ton und der abstrakten Bildersprache der Eintragungen vor der Zäsur und den folgenden theoretischen Erörterungen könnte größer nicht sein. In Folge des radikalen Wechsels des Tagebuchcharakters erhalten auch Gedichte einen anderen Ort. Im *Denktagebuch* sind es nun die Gedichte der großen Autoren, etwa von Rilke, Meister Eckhart, Hölderlin, Goethe u. a., deren Abschriften oder Zitate einzelner Verse sich immer wieder inmitten von Aufzeichnungen finden, mit deren Thematik sie korrespondieren. Arendts eigene Gedichte hingegen, die zwischen den theoretischen Ausführungen stehen und wie Einsprengsel des poetischen Tagebuchs wirken, das auf diese Weise noch in das Arbeitsjournal hineinreicht, werden mit der Zeit seltener, die Zeitabstände dazwischen größer. In den ersten Jahren, in denen Arendt den neuen Denk- und Schreibraum für sich eröffnet hat, finden sich noch vier bis fünf, maximal neun (1952) gedichtförmige Aufzeichnungen. Ab Mitte der 1950er Jahre beschränken sie sich auf ein bis zwei, nur einmal 1956 vier, und versiegen ab 1962 ganz.

Die markante Schwellenkonstellation in Arendts Notizheften im Juni 1950 macht deutlich, wie sie selbst diese Zäsur für sich definiert hat. Das Wissen um die neugewonnene Perspektive eines gangbaren Weges kann nur aus dem erwachsen sein, was sich in der Zwischenzeit, zwischen dem Datum der Verse vom September 1948 und der Setzung des Neuanfangs im Juni 1950, im Leben und Arbeiten von Hannah Arendt zugetragen hat. Dies war in der Tat eine Zeit voller Unrast.

In dieser Zeit hat sie ihr Manuskript zum Totalitarismus-Buch *The Origins of Totalitarianism* (1951) abgeschlossen, ihr erstes Buch in englischer Sprache und auch ihre erste Monographie. Ihm waren zahlreiche Artikel zur Analyse totalitärer Systeme und zum System der Vernichtungslager vorausgegangen,<sup>18</sup> geschrieben in der zeitlichen Unmittelbarkeit zum Geschehen von Krieg, Vertreibung und Vernichtung. Mit ihren Artikeln, die in verschiedenen englischsprachigen Zeitschriften erschienen waren (u. a. *Partisan Review*, *Jewish Frontier*, *Commentary*), hatte sich Arendt in den USA als politische Autorin etabliert. Noch fünf Jahre zuvor charakterisierte sie ihre Schreibsituation als hybride Übergangssituation, z. B. in einem Brief an ihren alten Lehrer Karl Jaspers in Basel am 18.11.1945:

nicht zu vergessen, daß ich in einer fremden Sprache schreibe (und dies ist *das* Problem der Emigration) und daß ich seit 12 Jahren das Wort Ruhe für geistige Aktivität nur noch vom Hörensagen kenne. Seitdem ich in Amerika bin, also seit 1941, bin ich eine Art freier Schriftsteller

17 ARENDT (1996, 58).

18 Zur Entstehungsgeschichte des Totalitarismus-Buches vgl. LUDZ (2003).

geworden, irgend etwas zwischen einem Historiker und einem politischen Publizisten. Das letztere gilt wesentlich für Fragen jüdischer Politik.<sup>19</sup>

Mit der Publikation des Totalitarismus-Buches wechselt sie dann aus der Zwitterposition von Historikerin und politischer Publizistin in den Stand einer Autorin politischer Theorie. Zudem hat sich seither ihre Arbeitssituation gründlich verändert.

Der erste Essay über Schuld und Versöhnung, der auf der mit „1“ bezifferten Seite des *Denktagebuchs* beginnt, entstand, als Arendt von ihrer ersten Europareise seit der Einreise in die USA zurück war und sie gerade die Fahnen eines Großteils des Totalitarismus-Buches erhalten hatte:

Mir ist schwergefallen, mich wieder in die Welt zu gewöhnen. Ich bin auch einfach erschöpft. Am 6. Juli gehen wir in die Ferien. [...] werde im wesentlichen sonst Korrektur lesen; ungefähr 70 % des Buches ist ausgedruckt, und jetzt wird es eilig,<sup>20</sup>

wie sie am 25.6.1950 an Karl Jaspers schreibt, bei dem sie während der Europareise, die sie im Auftrag der *Jewish Cultural Reconstruction Organisation* unternommen hatte, mehrfach Station gemacht hatte. War sie – neben der Publikation von zeitgeschichtlichen Analysen und ihrer Lehrtätigkeit an der Graduate Division des Brooklyn College – in den Jahren 1946–1948 als Lektorin beim Schocken Verlag tätig, wo ihre Arbeit nicht zuletzt der Vermittlung zwischen der deutsch-jüdischen intellektuellen Tradition und der amerikanischen Öffentlichkeit diente, so stand sie mit ihrer Ernennung zum ‚Executive Director‘ der 1948 gegründeten Institution zur Restitution des geraubten und zerstreuten kulturellen Eigentums der Juden vor einer ganz neuen, ebenso schwierigen wie brisanten Aufgabe. Die Reise, die sie von November 1949 bis März 1950 zu Recherchen und aufreibenden Verhandlungen in zahlreiche deutsche und europäische Städte führte, brachte sie auch zurück an viele Orte ihrer Jugend, wie Berlin, Heidelberg, Freiburg, Paris, und ermöglichte ihr die Wiederbegegnung mit alten Freunden und Bekannten. Sie durchlebt dabei äußerst gemischte Eindrücke und Gefühle, wie die Briefe an ihren Mann Heinrich Blücher dokumentieren: „Und nun Paris: mein Gott ist die Stadt schön“ schreibt sie am 18.11.1949; dagegen am 14.12.1949 aus Bonn:

Weißt Du eigentlich, wie recht Du hattest, nie wieder zurück zu wollen? Die Sentimentalität bleibt einem im Halse stecken, nachdem sie einem erst in die Kehle gestiegen ist.

Und dann wieder, am 11.1.1950: „London war einfach überwältigend – das Herz der Welt eben doch einmal gewesen.“ Oder am 14.2.1950: „es ist kaum zu glauben, aber ich bin doch wieder in Berlin – wieder meint, nach 17 Jahren...“<sup>21</sup> Zurück in New York, nachdem sie leibhaftig als Reisende zwischen den Welten gelebt hatte und damit das latente Gefühl eines Dazwischen in realen Erfahrungen hatte einholen und fundieren können, stellte sich ihr der eigene Ort offenbar in einem anderen Lichte dar.

19 ARENDT, JASPERS (1985, 59).

20 ARENDT, JASPERS (1985, 186).

21 ARENDT, JASPERS (1985, 170, 175, 191, 213).

III. Mit dem ersten Eintrag beginnt nicht nur das Notizheft einer Autorin politischer Theorie; der Essay über Schuld, Verzeihen und Versöhnung ist sichtlich auch ein Reflex auf die Erfahrungen im Nachkriegsdeutschland, die Arendt zum Ausgangspunkt nimmt, um mit ihren Überlegungen zum Grund menschlichen Handelns und Lebens vorzudringen. Aus dem Rückblick wird dieser Eintrag als Monade zur Entwicklung ihrer eigenen Philosophie lesbar.

Die Aufzeichnungen enthalten aber vermutlich auch einen Nachhall der Wiederbegegnung mit Martin Heidegger, bei der es für sie unerwartet möglich war, den Gedankenaustausch über Denken, Sprache und Dichtung wieder aufzunehmen.<sup>22</sup> Ein Gespräch über seine Haltung während der NS-Zeit hingegen schien unmöglich zu sein, wie aus den Briefen, die er ihr nach der Wiederbegegnung schickt, erkennbar ist. So kommt z. B. im Brief vom 6.5.1950 sein Wunsch nach Versöhnung zur Sprache, der in einer ebenso abstrakten wie sentimentalen Vorstellung mündet:

Hannah, Versöhnung ist solches, was einen Reichtum in sich birgt, den wir austragen müssen bis an die Kehre, wo die Welt den Geist der Rache windet.<sup>23</sup>

Der erste Satz von Arendts erster Eintragung ins *Denktagebuch* nach der Zäsur liest sich wie eine Antwort darauf: „Das Unrechte, das man getan hat, ist die Last auf den Schultern, etwas, was man trägt, weil man es sich aufgeladen hat.“ (3) Wenn der Brief von Heidegger als persönlich gefärbter Anlass Arendt dazu motiviert haben mag, die Ausführungen zu beginnen, so greifen diese doch weit darüber hinaus und reflektieren die Frage nach der Versöhnung im Grundsätzlichen:

Die Solidarität der Versöhnung ist vorerst nicht das Fundament der Versöhnung (wie die Solidarität nicht des Sündigseins das Fundament der Verzeihung ist), sondern das Produkt. Die Versöhnung setzt handelnde, und möglicherweise Unrecht tuende, Menschen, aber keine vergifteten Menschen voraus. Übernommen als Last, die der Andere verursacht hat, wird nicht die Schuld – d.h. ein psychologischer Fakt –, sondern das wirklich geschehene Unrecht. Man entschliesst sich, mit-verantwortlich zu sein, aber unter keinen Umständen mit-schuldig. [...]

Das radikal Böse ist das, was nicht hätte passieren dürfen, d.h. das, womit man sich nicht versöhnen kann, was man als Schickung unter keinen Umständen akzeptieren kann, und das, woran man auch nicht schweigend vorübergehen darf. (6f.)

Unverkennbar ist, dass Arendt mit ihren Erörterungen zur Unterscheidung zwischen Versöhnung und Verzeihen nicht nur das neue Projekt des *Denktagebuchs* beginnt; die ersten Abhandlungen des Arbeitsjournals vom Juni und Juli 1950 sollten zugleich zu Bruchstücken zu ihrem folgenden Buch werden, denn die Ausführungen zum Verzeihen vom Juni 1950 bilden eine Art Monade für den großartigen Abschnitt „Die Unwiderrufflichkeit des Getanen und die Macht zu verzeihen“<sup>24</sup>. Zudem werden am Anfang des neuen Tagebuchmodus etliche Begriffe erörtert und Thesen formuliert, die zu Schlüsselbegriffen des Buches *Human Condition* (1958, dt. *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, 1960) werden sollten.

<sup>22</sup> Vgl. dazu HAHN (2014).

<sup>23</sup> ARENDT, HEIDEGGER (1998, 105).

<sup>24</sup> Vgl. ARENDT (1981, 231–238).

Erstmals entwirft Arendt in der Aufzeichnung vom Juli 1950 die grundlegende Differenz zwischen Handeln und Herstellen – ersteres ordnet sie dem Leben selbst zu, letzteres wird als eine Partialtätigkeit davon abgesetzt (10) –, eine Unterscheidung, die in ihre Theorie der *Vita activa* münden wird: die Unterscheidung zwischen ‚Arbeit‘ (Tätigkeiten zur Reproduktion des Lebens), ‚Herstellen‘ (Produktion der Dingwelt) und ‚Handeln‘, dem Bereich des direkten Miteinanders der Menschen und ihrer Verhandlungen, aus dem das Politische im eigentlichen Sinne entsteht. Der Anfang des Arbeitsjournals fällt insofern mit dem Beginn des Nachdenkens über die *Human Condition* und das tätige Leben zusammen. Sie bildet den Grundstein von Arendts ganz eigener politischer Theorie, die sie in zahlreichen nachfolgenden Büchern ausarbeiten wird.

### Literaturverzeichnis

- ARENDDT, Hannah (1942–1950): Notebook 1942–1950. Im Nachlass: The Hannah Arendt Papers at the Library of Congress: Miscellany – Notebooks, Vol. II); <<http://memory.loc.gov/ammem/arendhtml/mharendtFolderP05.html>>, zuletzt: 10.1.2016.
- (1981): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München, Zürich.
  - (1994): *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I.* (1968), München.
  - (1996, 44–70): Fernsehgespräch mit Günter Gaus (Oktober 1964). In: H.A.: *Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk. Mit einer vollständigen Bibliographie*, hrsg. v. Ursula Ludz, München.
  - (2002): *Denktagebuch. 1950–1973*, hrsg. v. Ursula Ludz, Ingeborg Nordmann, 2 Bde., München, Zürich.
  - (2015): *Ich selbst, auch ich tanze. Die Gedichte*, München.
- ARENDDT, Hannah – Karl JASPERS (1985): *Briefwechsel 1926–1969*, hrsg. v. Lotte Köhler, Hans Saner, München.
- ARENDDT, Hannah – Kurt BLUMENFELD (1995): „...in keinem Besitz verwurzelt“. *Die Korrespondenz*, hrsg. v. Ingeborg Nordmann, Iris Pilling, Hamburg.
- ARENDDT, Hannah – Heinrich BLÜCHER (1996): *Briefe 1936–1968*, hrsg. u. mit einer Einführung v. Lotte Köhler, München, Zürich.
- ARENDDT, Hannah – Hermann BROCH (1996): *Briefwechsel 1946 bis 1951*, hrsg. v. Paul Michael Lützel, Frankfurt a. M.
- ARENDDT, Hannah – Martin HEIDEGGER (1998): *Briefe 1925–1975*, hrsg. v. Ursula Ludz, Frankfurt a. M.
- ARENDDT, Hannah – Uwe JOHNSON (2004): *Der Briefwechsel 1967–1975*, hrsg. v. Eberhard Fahlke, Thomas Wild, Frankfurt a. M.
- BAER, Ulrich, Amir ESHEL (Hrsg.) (2014): *Hannah Arendt zwischen den Disziplinen*, Göttingen.
- BLUMENBERG, Hans (1979): *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigmen einer Daseinsmetapher*, Frankfurt a. M.
- HAHN, Barbara (2005): *Hannah Arendt. Leidenschaften, Menschen und Bücher*, Berlin.
- (2014, 137–150): *Gemeinsam unterwegs zur Sprache? Hannah Arendt und Martin Heidegger über Dichten und Denken*. In: BAER, ESHEL (2014).
- HEUER, Wolfgang (2003, 27–43): *Von Augustinus zu den ‚Founding fathers‘. Die Entdeckung des republikanischen Erbes in der europäischen Krise*. In: L. Probst, W. Thaa (Hrsg.): *Die Entdeckung der Freiheit. Amerika im Denken Hannah Arendts*, Berlin.
- LUDZ, Ursula (2003, 81–92): *Hannah Arendt und ihr Totalitarismusbuch. Ein kurzer Bericht über eine schwierige Autor-Werk-Geschichte*. In: A. Grunenberg (Hrsg.): *Totalitäre Herrschaft und republikanische Demokratie: Fünfzig Jahre „The origins of totalitarianism“ von Hannah Arendt*, Frankfurt a. M. u. a.

- NORDMANN, Ingeborg (2011, 137–144): Denktagebuch. In: W. Heuer, B. Heiter, St. Rosenmüller (Hrsg.): Arendt-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart, Weimar.
- WEIGEL, Sigrid (2005, 125–137): Dichtung als Voraussetzung der Philosophie. Hannah Arendts Denktagebuch. In: Hannah Arendt, München.
- (2012, 55–79): Poetic difference – sounding through – selftranslation. Hannah Arendt's Thoughts and Writings between different languages, cultures, and fields. In: E. Goebel, S. W. (Hrsg.): „Escape to Life“. German Intellectuals in New York. A Compendium on Exile after 1933, Berlin, Boston (dt.: Per-sonare, poetische Differenz und Selbstübersetzung. Der Sound von Hannah Arendts Denken und Schreiben. In: BAER, ESHEL [2014, 63–90]).
  - (2015, 293–308): Amor, zoon politikon und vita activa. Die antiken Begriffe von Liebe und Politik als Schauplatz der Geburt von Hannah Arendts Denken und Schreiben. In: Ch. Lubkoll, C. Öhlschläger (Hrsg.): Schreibszenen. Kulturpraxis – Poetologie – Theatralität, Freiburg i. Br. u. a.

## Abstract

Der Beitrag befragt Hannah Arendts *Denktagebuch* im Hinblick auf seinen Tagebuchcharakter. Was verbindet Arendts Arbeitsjournal einem persönlichen Tagebuch, was ist die Differenz? Dazu wird in Arendts handschriftlichem *Notebook 1942–1950* (aus dem Nachlass) die Übergangskonstellation zwischen der vorausgehenden poetischen Schreibweise und dem neu eröffneten Denk- und Schreibraum näher untersucht. Und es wird nach den zeit- und erfahrungsgeschichtlichen Voraussetzungen gefragt, aus denen die Setzung des Neuanfangs im Juni 1950 erfolgte.

The article examines Hannah Arendt's *Denktagebuch* in terms of its character as a diary. In what respect does Arendt's working journal resemble a private diary, and, alternatively, how does it differ from one? These questions are addressed by analyzing the handwritten *Notebook 1942–1950* (from her personal archive), in which we witness a transition from her former poetic mode of writing into a new space of thinking and writing. The article discusses the historical contexts surrounding Arendt's work as well as her own experiences that enabled this new beginning in June 1950.

Keywords: Hannah Arendt, „Denktagebuch“

DOI: 10.3726/92153\_283

Anschrift der Verfasserin: Prof. Dr. Sigrid Weigel, Zentrum für Literatur- und Kulturforschung, Schützenstr. 18, D–10117 Berlin, <weigel@zfl-berlin.org>